

Dank

Eine Arbeit wie die vorliegende entsteht nicht nur im ›stillen Kämmerlein‹. Wissenschaft ist, zum Glück, ein kommunikativer Prozess. Allen, die mich bei dieser Arbeit unterstützt haben, sei deshalb an dieser Stelle herzlich gedankt. Ein erster großer Dank gilt meinem Doktorvater Fritz Osterwalder für die Betreuung und sein Interesse am Thema dieser Arbeit. Patrick Bühler danke ich dafür, dass er sofort bereit war, die Aufgabe als Zweitgutachter zu übernehmen, und außerdem für seine Unterstützung bei der Überarbeitung der Dissertationsschrift.

Daniel Tröhler, William J. Reese und David F. Labaree bin ich dankbar für wertvolle Anregungen und kritische Hinweise. Thomas S. Popkewitz, Walter Herzog und dem Schweizerischen Nationalfonds bin ich zu Dank verpflichtet dafür, dass ich ein halbes Jahr als Honorary Fellow an der University of Wisconsin-Madison verbringen durfte. Bill Reese, Carole Blemker und Tom Popkewitz sei außerdem herzlich für ihre Gastfreundschaft in dieser Zeit gedankt.

Anne Bosche, Carla Aubry, Andrea De Vincenti und Michael Geiss danke ich dafür, dass ich mein Dissertationsprojekt in einer frühen Phase an der ersten Zürcher Werkstatt Historische Bildungsforschung einer sehr kompetenten Zuhörerschaft präsentieren durfte. Bei Andrea De Vincenti und Thomas Brodbeck bedanke ich mich für die vielen anregenden Diskussionen in unserer Lesegruppe.

Einen wesentlichen Beitrag zum Gelingen dieser Arbeit haben meine Kolleginnen und Kollegen der Abteilung Allgemeine und Historische Pädagogik des Instituts für Erziehungswissenschaft der Universität Bern geleistet, namentlich Ulrich Binder, Tamara Deluigi, Michael Gabathuler, Markus Heinzer, Marianne Helfenberger, Denise Jacottet, Rahel Katzenstein, Katharina Kellerhals, Manuel Kretz, Christina Rothen, Michael Ruloff, Maja Ryf, Dominique Schmid und Nadja Wenger. Ihnen sei herzlich für die angenehme Arbeitsatmosphäre gedankt und ebenso für die unzähligen Diskussionen im formellen und informellen Rahmen.

Ein großer Dank gilt allen denen, die mich dabei unterstützt und Möglichkeiten eröffnet haben, Auszüge aus meiner Dissertation in Zeitschriften- und Buchbeiträgen zu publizieren.¹ Die Arbeit an diesen Beiträgen und das konstruktive Feedback von Redakteurinnen und Redakteuren, Herausgeberinnen und Herausgebern erlaubten eine vertiefte Auseinandersetzung mit der Thematik und die Schärfung von Argumentationslinien.

Dank für ihre Hilfe gebührt auch den Mitarbeitenden von Bibliotheken und Archiven – allen voran Sandro Contin von der Schweizerischen Nationalbibliothek –, Christine Wichmann und Johanna Tönsing vom transcript Verlag sowie Christoph Gassmann, der das fertige Manuskript Korrektur gelesen hat. Beim Schweizerischen Nationalfonds bedanke ich mich für die Unterstützung der digitalen Version dieser Publikation.

Meinen Freundinnen und Freunden und meinen Eltern danke ich für die moralische Unterstützung über die lange Zeit hinweg, in der diese Arbeit entstand. Mein herzlichster Dank gilt Lukas Boser. Ich danke Lukas nebst seinen wertvollen Kommentaren und Anregungen dafür, dass er mich überredete, meine Angst vor der ›Schweizer Krankheit‹² zu überwinden und sechs Monate an der University of Wisconsin-Madison zu verbringen. Ohne diese Zeit, die ich größtenteils im East Asian Reading Room der Memorial Library zugebracht habe, wäre die vorliegende Arbeit wohl niemals fertig geworden.

Bern, im Juli 2016
Michèle Hofmann

-
- 1 Vgl. Hofmann 2007; Hofmann 2008a; Hofmann 2008b; Hofmann 2013; Hofmann 2014; Hofmann 2015a; Hofmann 2015b; Hofmann 2015c; Hofmann 2016a. Diese Texte sind in mehr oder weniger überarbeiteter Form in die vorliegende Arbeit eingeflossen.
 - 2 Diese Bezeichnung ist seit dem 17. Jahrhundert für Heimweh gebräuchlich. Heimweh wurde erstmals im Jahr 1688 vom Mülhauser Mediziner Johannes Hofer (1669–1752) als Krankheit beschrieben. Hofer verortete die Ursache des Heimwehs im Gehirn und erklärte es als ein Leiden am Losgerissensein aus der gewohnten Umwelt (Schmid 2007, S. 233).